In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 127. Posen, den 5. Juni 1928. 2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.

(Nachdruck verboten.)

„Ich denke es mir auch einigermaßen unschön, erst auf den Namen Mädie getauft zu werden und dann als alte Jungfer dazusitzen . . ."

„Wenn Sie das einsehen, mein liebes und gnädiges Fräulein, dann, ja, dann . . ."

„. . . dann glauben Sie jetzt den geeigneten Augenblick für Ihre Werbung gekommen zu sehen? Schön — schießen Sie los, Herr Meiser!"

Herr Meiser wischte sich die dicken Tropfen von der kleinen Stirn. Er hatte ja geahnt, daß er sich da in ein rhetorisches Kreuzfeuer mit Mädie von Neidberg-Simmring einlassen würde, das seine sämtlichen verfügbaren Geistesblitze in Anspruch nehmen mußte. Aber er hatte nicht vorausgesehen, daß er sich schon so bald durchschaut und besiegt fühlen würde.

„Fräulein Mädie . . . Ich kann Ihnen das hier nicht so erklären . . . Ich muß Ihnen das in anderer Umgebung zuflüstern . . ."

Mädie lächelte.

„Erhabener Meister der ars amandi! Ich verstehe. Hehre Zypressen, von bleichem Mondlicht übergossen, sollen um uns sein . . . Ein halbes Dutzend wohlassortierter Nachtigallen mit eingebautem Schallverstärker sollen ihre Werbung melodramatisch unterstützen. Auf Wunsch Zugabe . . ."

Herr Meiser platzte heraus:

„Wo kann ich Sie morgen abend unter vier Augen sprechen!?"

Das war ein direkter Angriff auf gesicherte Positionen. Mädie überlegte wenige Augenblicke. Dann funkelten ihre Augen, und sie flüsterte geheimnisvoll: „Morgen abend geht es nicht. Aber seien Sie gegen vier Uhr nachmittags . . . Notieren Sie: Hagener Straße 14, erste Etage . . . Dort warten Sie auf mich . . . Kann sein, daß ich mich ein wenig verspäte . . ."

Herr Meiser hätte beinahe laut aufgejauchzt.

„Ob ich warten werde! . . . Ja, bis übermorgen nacht meinetwegen! Fräulein Mädie, Mädie — wie soll ich Ihnen danken!? . . . Für diesen Hoffnungsstrahl, der mich . . ."

„Entschuldigen Sie, Herr Meiser, Papa ruft mich . . ." Und ganz geheimnisvoll wieder: „Also nicht vergessen: Hagener Straße 16, ja?" — „Vierzehn!" korrigierte Herr Meiser erschrocken und ein wenig zu laut.

„Richtig, richtig, vierzehn! Erste Etage! Aber so schreien Sie doch nicht so, Herr Meiser! Wenn jemand von dieser Sache erfährt, so wird das auch für Sie nicht sonderlich angenehm sein . . .!"

So verabredet an einem Sonntagnachmittag zwischen Mädie von Neidberg-Simmring, einer der schönsten und reichsten Erbinnen Mitteleuropas, und Herrn einfach Meiser, einem der dicksten und schüchternsten Grundstückmakler des überhaupt bisher entdeckten Festlandes.

Und am Dienstag vormittag betrat Herr Meiser den umfangreichen Gebäudekomplex der Neidberg-Simmringschen Kabelwerke und passierte sechzehn Bureauchefs-Sekretariate, Privatsekretariate und Generalsekretariate, bis er in einer unaufschiebbaren, persönlichen Angelegenheit beim Dalai Lama dieses Hauses, bei Herrn August von Neidberg-Simmring gemeldet wurde.

Herr Meiser malträtierte reichlich erregt den Perser des großen Warteraumes. Seine seelische Verfassung schien in ihren Grundmauern erschüttert zu sein. Sein sämtlichen Marienbädern des Kontinentes trotzender Bauch wallte wie der Pazifik bei Windstärke Zehneinhalb, seine Stirn war feucht, und auch das weiße Territorium seiner Glatze schimmerte im Tau der Erregung.

„Herr von Neidberg läßt bitten."

Nie ließ sich der Generaldirektor und alleinige Inhaber dieser Riesenwerke, die an Deutschlands wirtschaftlichem Aufstieg einen großen Anteil hatten, anders nennen. Wer ihn etwa „Herr Generaldirektor" oder sonst irgendwie titulierte — hatte bei ihm verspielt. In dieser und mancher sonstigen Beziehung wich Neidberg von seinen autokratischer gesinnten Kollegen weit ab. Die für seine Arbeiterschaft geschaffenen Wohlfahrtseinrichtungen waren nicht nur mustergültig, sondern zeugten auch von seiner persönlichen Herzensgüte. In der Arbeiterbibliothek fand sich nicht nur das Marxsche „Kapital" neben den „Erinnerungen eines Missionars", sondern auch Mark Twain, Awertschenko, Zetterström und Tschechow, dieses herrliche Quartett internationaler Humoristen, war reich vertreten . . . Ueberhaupt — der trockene Humor der Groteske war August von Neidbergs Steckenpferd. Diesen Sinn für das Humorvolle verwandte er auch im geschäftlichen Leben in reichstem Maße. Immer wieder gelang es ihm, auch die schwersten Verhandlungen durch einen witzigen Uebergang in aussichtsreiche Gleise zu lenken.

Neidbergs Gattin war längst, zwei Jahre nach Mädies Geburt, gestorben. Seither war dieses Kind sein einziger Gedanke und Lebenszweck. Sie waren wie gute Freunde miteinander, und wenn Neidberg seiner über alles geliebten Mädie einmal einen Wunsch versagte, so nur, um ihn einen Augenblick später, wenn möglich doppelt, zu erfüllen.

„Herr Meiser? Womit kann ich . . ."

Meiser sank erschöpft in den Klubsessel vor dem Schreibtisch, seufzte wie ein Nilpferd, das zwanzig Minuten unter Wasser war und keuchte sodann:

„Herr von Neidberg, glauben Sie, daß ich ein dummer Lausejunge bin?"

Neidberg schüttelte einigermaßen erstaunt den grauen Kopf.

„Um diese wichtige Frage klar beantworten zu können, verehrter Herr Meiser, müßte ich erst mal wissen, ob Sie selbst das Maß Ihrer Geistes-P.-S.'e feststellen wollen, oder ob sich jemand erdreistet hat, Ihnen einen mehr oder weniger empfindlichen Gehirnschwund vorzuwerfen?"

Jetzt wußte Meiser, von wem die Tochter die spitze Zunge geerbt hatte. Mit einer abwehrenden Handbewegung seufzte er:

„Herr von Neidberg! Ich hatte mit Ihrer Tochter Mädie ein Stelldichein verabredet."

„Sie??? Mit Mädie??"

Neidberg lachte hell auf.

„Lachen Sie nicht, Herr von Neidberg. Es ist so.

Ich wollte ihr Offerte in meiner Liebe machen und zu irgendeinem Abschluß kommen. Schön. Sie sagt nicht Nein. Im Gegenteil. Sie bestellt mich für gestern nachmittag nach . . . nach der Hagenstraße 14. Ich bin froh, wie ein betrunkener Esel, bin schon eine Stunde früher da, warte noch eine Stunde, gehe dann ins Haus hinein, und . . ."

„Und . . .?"

„Und, was glauben Sie, Herr von Neidberg, was in diesem Hause war? Was glauben Sie?"

Neidberg zündete sich eine Zigarre an.

„Lassen Sie mich mal nachdenken . . . Ja, lieber Herr Meiser, meiner Schätzung nach müßte sich in diesem Hause entweder der Zentralviehhof oder eine Irrenanstalt befunden haben!"

„Woher können Sie das wissen???"

„Also stimmt's?"

Herr Meiser erhob seine Stimme:

Meiser sperrte den Mund auf und erhielt bedeutende Aehnlichkeit mit einer apoplexisch veranlagten Kaulquappe:

„Jawohl, es stimmt! Es war die Irrenanstalt! Aber daß Sie, Herr von Neidberg, das in aller Ordnung finden und noch darüber lachen können, das ist . . . das ist einfach unbegreiflich für mich."

„Na," sagte er begütigend zu seinem immer noch erregt schnaufenden Vis-á-vis, „beruhigen Sie sich mal inzwischen, Herr Meiser. Ich will mit meiner Tochter reden und sie auf das Ungebührliche ihres Vorgehens gegen einen meiner angesehensten Geschäftsfreunde aufmerksam machen. Außerdem will ich Ihnen einen Trumpf in die Hand geben. Gehen Sie jetzt in meine Villa, lassen Sie sich bei Mädie melden und . . ."

Und im Hinausbegleiten gab Neidberg seinem „Geschäftsfreund" den bewußten Trumpf in die Hand. —

Mädie von Neidberg hatte inzwischen Besuch bekommen.

Herr Hofrat Gendeli hatte seinen Zylinder nach guter alter Art neben seinen Sessel gestellt, seine Handschuhe hineingelegt und saß Mädie gegenüber auf einem zierlichen Rokokosesselchen.

Man muß wissen, daß August von Neidberg ein großer Bibliophile war und den Hofrat, der als eine anerkannte Kapazität auf diesem Gebiete galt, zu seinem ständigen Berater und Einkäufer gemacht hatte. Daher entwickelte sich ein familiäres Einvernehmen. Für Mädie war der kleine Hofrat, wie so viele andere, eine willkommene Zielscheibe ihrer Neckereien und spöttischen Streiche.

„Nun, Gendelinchen? Was bringen Sie? Hat wieder jemand Memoiren geschrieben? Sie wissen ja, in den Schrank stellt sie sich Papa. Aber lesen tut er sie doch nur, wenn sie recht lustig sind. Ueber die letzten Ministererinnerungen haben wir uns beide zusammen bucklig gelacht."

Der Hofrat schüttelte den Kopf. Dann hob er die Hände bis zur Höhe der oberen Westentaschen.

„Wisse se, Mädiechen," sagte er, „ich komm heut mit einem besonderen Vorschlag. Was soll ich lang reden — aber warum wollen se nicht auch mal heiraten?"

„Schon wieder? Was wollt Ihr bloß alle von mir?"

„Was heißt schon wieder? Hab' ich schon was gesagt? Und bin ich es selber, der Sie heiraten will? Keine Spur bin ich es. Und ist es was Schlechtes, was ich Ihnen anbieten werde? Nein, es is bei Gott nix Schlechtes! Es is mein eigener Neffe! Ein fabelhafter Mensch, sag' ich Ihnen! Sowas haben se noch nicht gesehn!"

„Stimmt, Hofrätchen. Gesehen habe ich Ihren Neffen noch nicht. Ob dieser Umstand aber eine ausreichende Motivierung für eine Neigungsehe ist, bleibt noch dahingestellt!"

„Wer redt von Neigungsehe? Erst heiraten se — de Neigung kommt von ganz alleene! Und dann — adlig is er auch, was sagen se nu? Meine Schwester selig hat 'nen Baron Klewenberg heiratet!"

„Ich werde Ihnen mal was sagen, Gendelinchen. Das schreiben Sie sich hinter die Ohren; möglichst mit Schreibmaschine, damit Sie's richtig fühlen. Heiraten ist momentan etwas aus der Mode gekommen. Wenn ich mal Appetit auf solche Sachen bekommen sollte, dann wird es für's erste auch ein guter Freund tun. Und den such' ich mir ganz allein aus. Und wenn sich dann die liebe Mitwelt über diese Liaison gehörig und genügend ausgemeckert haben wird, dann heiraten wir. Unter gleichzeitiger Festlegung des Scheidungstermins, damit es nachher zu keinerlei Differenzen kommen kann. Wie gefällt Ihnen das?"

„Ganz schön schon!" staunte Gendeli. „Ganz der Papa!"

„Nein, ist ein Irrtum von Ihnen, Gendeli. Papa und Mama waren — ehrlich verheiratet."

„Ich werde noch auf meinen Neffen zurückkommen."

„Schön. Bei Bedarf werde ich Sie um Ihre Lagerliste bitten. Hochachtungsvoll. Sagen Sie mir lieber, was Sie von diesem Roman hier halten?"

Mädie hielt ihm ein schmales Bändchen hin. „Der Tanz auf dem Feuer" von Thomas Wildhorn.

Gendeli schürzte die Lippen, wog das Büchlein in der Hand, blätterte darin und meinte geringschätzig:

„Broschiert auch noch? Und Holzpapier auch noch? Und 'n kitschiger Titel auch noch? Und Thomas Wildhorn auch noch? Wird 'n schöner Schmarrn sein, danke ergebenst! Wer kennt schon Thomas Wildhorn? Wer ist schon Thomas Wildhorn?"

„Ich kenne ihn. Das genügt mir." Mädie lächelte nicht. „Freilich — eine bibliophile Seltenheit ist er nicht. Ein Humorist ist er auch nicht. Hundertzwanzig Mark in Leder kostet er auch nicht . . ."

„Schon, weil er nur broschiert ist!" warf Gendeli dazwischen.

„Aber ein Dichter ist er, Gendeli! Ein Dichter! Die stehen nicht in Ihren Raritätskatalogen, sind aber ebenso selten. Ich möchte diesen Dichter kennen lernen. Ich verdanke ihm viele gute Stunden."

„Lassen se de Hände davon, Mädie, — was tut Gott in seiner unendlichen Güte? Sie werden bekannt mit dem großen Dichter, er schnorrt Sie an um zweihundert Mark „bis zum nächsten Ersten" — und das ganze Ideal is futsch . . .! Nee, nee . . . Lieber nich!"

„Ich wünsche nicht, mit Ihnen darüber zu reden!"

„Hab' ich angefangen?"

„Sagen Sie mal, Gendeli — müssen Sie, auch Damen gegenüber, immer das letzte Wort haben?"

„Wenn ich jetzt was sag — so is es doch wieder das letzte!"

Der Diener meldete Herrn Meiser.

Mädie zuckte leicht erschrocken zusammen, aber gleich war wieder ein überlegenes Lächeln auf ihren Lippen.

„Bleiben Sie ruhig da, Gendelinchen . . ."

„Hab' ich gehen wollen?"

Herr Meiser trat, immer noch echauffiert, ein, machte eine tiefe Verbeugung vor Mädie, eine weniger tiefe vor Gendeli, den er oberflächlich kannte und setzte sich zu den beiden. Er überlegte krampfhaft: Jetzt habe ich den Trumpf in der Hand und kann ihn nicht ausspielen, weil der blöde Bucherwurm dahockt. Warum übrigens nicht? Man soll sich nicht immer vor allen Leuten genieren.

Aber Mädie kannte des Großen Friedrichs Ausspruch vom Angriff als der besten Parade und fragte leichthin, mit einem kleinen, harmlosen Lächeln:

„Nun, lieber Herr Meiser, waren Sie gestern dort?"

Und innerlich vor Lachen platzend, stellte sie sich den liebesdürstenden Meiser vor der Städtischen Irrenanstalt in der Hagenstraße vor.

(Fortsetzung folgt.)

Geld.

Von Richard Huelsenbeck.

Edith drückte dem jungen Mann die Hand. Er wandte sich zum Gehen; sie sah ihm noch eine zeitlang nach, solange, bis er im Gewühl der Menge verschwunden war. „Er ist auch nicht zu beneiden,“ dachte sie, „es ist gut, daß ich ihm nichts gesagt habe . . .“

Während sie langsam fortschritt, kam ihr der ganze Jammer ihrer Lage zum Bewußtsein. „Meine Miete beträgt fünfzig Mark, und ich habe jetzt schon nicht mehr als fünfundzwanzig. Ich muß meinem Stolz einen Stoß geben.“ Sie wartete, bis der Verkehrsschutzmann die Arme nach der anderen Richtung drehte, die Autoreihe stoppte, eine Bremse zog quietschend an. Während sie über die Straße ging, die so naß war, daß sie ein undeutliches Spiegelbild zurückwarf, dachte sie an Edmund Meier.

Edmund Meier wohnte in der Nähe des Tiergartens; es waren nur zehn Minuten zu gehen bis zu seinem Haus. Edith sah errötend an ihrem fadenscheinigen Mantel herunter, schon wegen ihrer schlechten Kleidung konnte sie sich kaum zu Meier hinauftrauen. Es ging aber diesmal nicht anders. Es war der letzte Ausweg.

Meier war der Mann der Schwester des verstorbenen Generals von Hilversum-Trendelenborg. „Vater hat ihn allerdings immer schlecht behandelt“ dachte Edith. Edith glaubte, Meier müsse schrecklich reich sein. Er galt schon vor dem Kriege als sehr wohlhabend, während des Krieges hatte er durch die Hilfe des Generals das Heer mit Stiefeln beliefert, in der Inflationszeit verstand er es als einer der Ersten aus der sonderbaren Lage Vorteil zu ziehen.

„Vater ist aus Gram gestorben,“ dachte Edith, „wenn er wüßte, daß ich Meier anbetteln will, würde er sich im Grabe herumdrehen . . .“

Es fiel ihr auf, daß an der Schelle ein Trauerflor angehängt war. „es wäre schreckliches Pech,“ dachte sie, „wenn er ausgerechnet gestorben wäre, ehe ich ihn um eine Unterstützung gebeten hätte. Er muß mir etwas geben.“

Als die Tür aufgerissen wurde und ein Mann in Arbeitskleidung heraustrat, stellte Edith den Fuß zwischen die Tür. Es roch nach verwelkten Blumen. Kein Mensch schien in der Wohnung zu sein, es war still wie in einem Museum. Ein merkwürdiges Gefühl von Neugierde und Furcht erfüllte Edith. Sie war im Begriff, wieder umzukehren, ihre Hand zitterte, als sie leise hinter sich die Türe schloß.

Sie trat in einen Gang, in dem nicht ein Möbelstück stand, kein Bild hing an den Wänden. Alles machte den Eindruck der Unbewohntheit, Tapetenfetzen hingen von den Wänden herab, in einer Ecke stand ein Eimer und in dem Eimer ein Besen.

Plötzlich hörte Edith einen Laut, es klang wie ein Wispern, als sie aber in der Richtung des Geräusches weiterging, meinte sie, es müsse leises Weinen sein. Sie stand still und horchte, nach einiger Zeit war sie ganz sicher, daß irgendwo in der Wohnung jemand leise vor sich hinweinte.

Obwohl Edith von Hilversum ihren Geldmangel mit einem gewissen Galgenhumor ertrug, zählte sie nicht zu den mutigen Menschen. Sie wünschte dringend, wieder auf der Straße zu stehen. Sie würde ihrem Freund sagen, wie es um sie bestellt war, wie sie Fred kannte, würde er seine letzten Pfennige zusammenkratzen, um ihr zu helfen. Wer weinte hier? Was sollte sie von der leeren Wohnung denken? Jemand weint in einer leeren Wohnung? Das war unheimlich. Aber . . . wenn hier ein Verbrecher war, würde er sie hören, wenn sie zurückging und die Tür öffnete. Sie mußte bleiben. Weinen denn überhaupt Verbrecher? Edith versuchte über sich zu lächeln, sie ging vorsichtig weiter. Das Weinen ging in ein deutliches langgezogenes Jammern über. Man konnte jetzt unterscheiden, daß es aus dem Zimmer kam, welches der Etagentür schräg gegenüber lag.

Edith erschrak: die Tür war geöffnet. Man konnte durch einen Spalt in das Zimmer sehen. Sie näherte sich auf Zehen.

Sie wunderte sich hinterher, daß sie nicht ohnmächtig geworden war. „Wenn normale Menschen plötzlich so etwas Schreckliches sehen, werden sie ohnmächtig,“ dachte sie. Sie erinnerte sich, daß sie als Kind ohne einen Laut von sich zu geben, bewußtlos umgefallen war, als sie zum erstenmal eine Leiche sah.

In dem Zimmer, das man von den Türspalt ganz übersehen konnte, stand auf einigen schwarzen Holzklötzen ein Sarg, in dem mit gefalteten Händen eine Frau lag. Vor dem Sarg kniete fassungslos, die Hände verkrampft, mit wirrem Haar ein Mann. Edith erkannte Edmund Meier. Erst jetzt ging ihr die ganze Lage auf, sie glaubte zu verstehen. Edmund Meier, die Frau . . . war es Vaters Schwester? Nein, sie hatte sie als Kind oft gesehen, hier lag eine Fremde. Aber wer konnte es sein?

Sie wartete erstarrt. Sie mußte, ohne es zu wollen, ein Geräusch gemacht haben. Der Mann sah auf, erhob sich und kam auf die Tür zu. Sie standen sich fragend gegenüber. Der Mann strich sich das Haar aus der Stirn, nestelte an seiner zerdrückten Kleidung. Edith stammelte etwas von Entschuldigung, und da der Mann sie unverwandt weiter ansah, begann sie leise den Grund ihres Kommens zu erzählen. Die ganze Lage war so seltsam und außergewöhnlich, daß sie nur mühsam die Worte hervorbringen konnte, sie hielt an, fuhr fort und senkte den Kopf. Dann schien Edmund Meier sie zu erkennen. „Ach . . . Edith Hilversum . . . natürlich . . . ich weiß . . . aber ich kann nicht . . . sie halten mich für reich . . .“ Sie gingen in ein Nebenzimmer, das ebenso kahl wie der Eingang war. Sie stellten sich an die gardinenlosen Fenster und Edmund Meier gab einige Erklärungen über seine Vergangenheit, während Edith in tödlicher Verlegenheit auf ihre Hände sah. „Ihre Tante hat sich vor drei Jahren von mir getrennt, weil die Frau, die sie soeben gesehen haben, in mein Leben trat . . .“ Es fiel Edith ein, daß sie sich über zehn Jahre nicht gesehen hatten. „Ich weiß nicht, wo Ihre Tante wohnt, ich habe lange nichts mehr von ihr gehört.“

Edith hatte viel darum gegeben, wenn sie die Erzählung von ihrer Not ungeschehen hätte machen können. Sie glaubte, zu begreifen, daß es unter diesen Umständen gar nicht möglich war, von solchen Dingen zu sprechen. Meiers Stimme war etwas kräftiger geworden. „Hier ist alles Unglück zusammengekommen. Hildegart war nur acht Tage krank. Eine Blinddarmentzündung, sagen die Aerzte. Vor einer Woche ging sie hier noch frisch und gesund herum. Der Haushalt interessierte sie sehr, sie gehörte nicht zu den modernen Frauen, die die Beschäftigung mit dem Haushalt ablehnen. Die Sorge für den Mann bedeutete ihr alles.“ Edmund Meier griff sich an den Kopf, als werde er jetzt wach. „Mein Geschäft, Fräulein von Hilversum, ist bankrott gegangen . . . es ist eben alles zusammengekommen, sie haben mir die letzten Möbel herausgetragen . . . ich bin ein armer Mann.“ Meier starrte zum Fenster hinaus, als sei es möglich, daß ihm von dort Hilfe kommt. Dann drehte er sich schnell zu Edith und sprach mit gesenkter Stimme: „Ich will Ihnen etwas im Vertrauen sagen . . . es geht mir so schlecht, daß ich nicht einmal die Beerdigung Hildegarts bezahlen kann . . .“ Edith nestelte an ihrem Mantel, Worte des Trostes erschienen ihr taktlos, wenn Meier sie ansah, wich sie seinen Blicken aus. Meier ergriff plötzlich Ediths Hände. „Ihr guter Vater ahnte auch nicht, wohin diese Welt treiben würde.“ Edith konnte jetzt ihre Gefühle nicht mehr verbergen und brach in Schluchzen aus. Meier klopfte ihr begütigend auf die Schulter.

„Wenn ich noch Geld hätte, würde ich Ihnen gern helfen, aber ich habe wirklich keinen Pfennig in der Tasche und die Gläubiger haben ja, wie Sie sehen, nicht einmal angesichts des Todes Halt gemacht.“ Edith wollte sich entfernen, aber die Schuhe schienen festgeklebt zu sein. Sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Sie war von Natur ein Mensch, der sich in das Schicksal anderer besser hineinfühlen konnte als in ihr eigenes, und wenn sie die zerknitterte Gestalt Meiers ansah, wurde sie von Mitgefühl fast überwältigt.

Meier sagte: „Sie werden es nicht glauben, aber ich weiß nicht, was ich morgen essen werde. Der Schmerz um Hildegart hat mich die Gegenwart vollkommen vergessen lassen, ich glaube ich habe seit Tagen keine Speise mehr angerührt.“ Edith dachte daran, daß sie gestern noch mit Fred in einem Restaurant gesessen hatte. Fred verstand es, jemandem über Sorgen und schlechte Launen hinwegzubringen; wenn er lustig erzählte, lebte man in einer anderen Welt. Solange Fred sie nicht verließ, besaß sie einen großen Schatz, sie hatte vor Meier viel voraus. Wenn sie sich vorstellte, wie er hier mit der Toten in einer ausgeplünderten Wohnung lebte, kam sie sich reich vor. Es mußte fürchterlich sein, durch einen einzigen Schlag aus dem Reichtum in das Nichts gestürzt zu werden. Bei ihr selbst arbeiteten die Verhältnisse langsam, fast mit einer gewissen Rücksicht, es war auf und ab gegangen, manchmal hatte sie das Gefühl gehabt, der Weg stiege wieder an und erst in der allerletzten Zeit, als sie schon an die Dürftigkeit gewöhnt war, lernte sie das richtige Elend kennen. Aber wie gesagt, es gab immer noch Fred. Fred würde sich, wenn für sie Hilfe geschaffen werden müßte, für sie eine Hand abhacken lassen.

Dann kam ihr ein Gedanke, den sie sogleich als unverschämt und taktlos zu unterdrücken suchte. Wenn sie in ihre Tasche faßte, fühlte sie einige Scheine. Sie würde diese Scheine . . . Ihre Ueberlegung stockte, sie sah Meier an, der ausdruckslose Blicke auf ihr ruhen ließ. Konnte sie das wagen? Aber hier handelte es sich ja um mehr als um Takt, in einer solchen Lage fielen Hemmungen weg, die sonst für das Leben wesentlich waren. Mit einem schnellen Griff faßte sie die Scheine in ihrer Tasche und hielt sie Meier hin. Sie sah, wie er langsam rot wurde, die Hand ausstreckte, sie wieder zurückzog. „Sie sind ein gutes Geschöpf,“ sagte er mit heiserer Stimme, „ich werde das Geld nehmen und Hildegart einen Kranz kaufen. Er soll von Ihnen sein.“ Edith wollte sagen, es wäre besser, wenn er davon sich zu essen beschaffe, aber sie wagte nicht den Mund aufzumachen. Meier steckte die Scheine ein, sein Gesicht, das Edith nicht mehr gefiel, zeigte eine gewisse Befriedigung.

Er brachte sie an die Tür; betäubt stieg sie die Treppe hinab. „Vielleicht dachte sie,“ habe ich eine Dummheit gemacht. „Sie wagte nicht zu denken: „Ob er mich belogen hat?“ Die Straße erschien ihr lebhaft und freudig erregt. Sie ging mit festen Schritten weiter. Sie wollte sofort Fred aufsuchen.

Die Glaubwürdigkeit von Zeugenaussagen.

Wie wenig Gewicht im allgemeinen auf die Aussagen von Zeugen zu legen ist, versuchte einmal ein Professor der Jurisprudenz zu beweisen. Während der Vorlesung drang plötzlich ein Fremder in den Hörsaal ein, fing mit einem der Studenten Streit an, es kam zu Tätlichkeiten, schließlich wurde der Zank beigelegt, der Fremde zog sich zurück, die Wogen glätteten sich, — der Professor vernahm die anwesenden Studenten als Zeugen. Und es zeigte sich, daß ihre Aussagen so abweichend von einander waren, als hätten sie gar nicht dem gleichen Vorfall beigewohnt. Nicht nur war die Beschreibung des Fremden so absolut verschieden, daß man ihn danach niemals hätte wiedererkennen können, sondern auch die Angaben über den Verlauf des Geschehnisses waren nicht unter einen Hut zu bringen. — Dennoch spielen die Zeugen vor Gericht eine bedeutsame und oft ausschlaggebende Rolle.

Nach den Feststellungen, die die Wissenschaft in den letzten Jahren über die Psychologie einer Zeugenaussage gemacht hat, erscheint es fast unbegreiflich, daß der Aeußerung eines Zeugen noch entscheidendes Gewicht beigelegt wird. Die Gelehrten sind nach gründlichen Prüfungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß Irrtümer in der Zeugenaussage nicht etwa eine Ausnahme sind, sondern als die Regel betrachtet werden müssen. Die Glaubwürdigkeit eines Zeugen hat nichts mit seinen moralischen Eigenschaften zu tun, sondern hängt von allerlei psychologischen Faktoren ab, die von Fall zu Fall stark variieren. Ein Psychologe erklärt sogar, daß es überhaupt keinen Zeugen gibt, der keine Irrtümer begeht. Jede Zeugenaussage ist nur eine mangelhafte und entstellte Wiedergabe der Wirklichkeit. Dabei sind bei den irrtümlich falschen Aussagen die Angaben der Einzelheiten durchaus genau: der Zeuge beschreibt einen Vorgang, den er falsch im Gedächtnis hat, ganz so, als erinnerte er sich wirklich des genauen Sachverhalts. So kann man zu dem Schluß kommen, daß die besten Zeugen nicht selten die gefährlichsten sind.

Besonders häufig sind Irrtümer, wenn es sich um das Wiedererkennen einer Person handelt. Da wird die Geschichte von dem Sohn eines bekannten Industriellen erzählt, der sich allerhand Unregelmäßigkeiten hatte zu schulden kommen lassen, aus seiner Stellung flüchtete und seinem Chef einen Brief schrieb, in dem er Selbstmord zu begehen drohte, wenn Anzeige gegen ihn erstattet würde. Kurz darauf verübte ein junger Mann einen Einbruch in der Gegend, er wurde verfolgt, zog einen Revolver aus der Tasche und erschoß sich. In seiner Tasche fand man einen Zettel mit den Worten: „Ich heiße Moriturus, forscht nicht nach mir!" Mehrere Zeugen erkannten in dem Toten den geflüchteten Sohn des Industriellen; seine Freunde, seine Kameraden, sein Chef, ja sogar sein Vater stellten seine Identität fest. Nach einigen Wochen meldete sich der Sohn, er lebte und alle Zeugen hatten einen Falschen identifiziert.

Im Jahre 1793 wurde ein Schuhmacher hingerichtet, weil mehrere Personen bezeugten, daß er am hellen Tage seinen Meister ermordet habe. Nach langer Zeit erst legte ein Verbrecher auf dem Schafott das Bekenntnis ab, daß er die Untat begangen, für die der andere hingerichtet worden war. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden hatte den verhängnisvollen Irrtum, der einem Menschen das Leben kostete, herbeigeführt.

In einem berühmten Prozeß, der um das Jahr 1870 in England spielte, gab sich ein Schwindler als der reiche Erbe Baron Tichborne aus, und 85 Zeugen, darunter Tichbornes eigene Mutter, bestätigten, daß er der wirkliche Tichborne sei.

Ein Lehrer vermißte eines Tages während der Schulstunde ein kleines Medaillon, das er an der Uhrkette zu tragen pflegte. Er fragte die Schüler der verschiedenen Klassen, ob sie es gesehen hätten, und sehr viele erklärten mit Bestimmtheit, es noch am selben Morgen gesehen zu haben; auch konnten sie es genau beschreiben. Das Medaillon wurde aber in einem Restaurant gefunden, in dem der Rektor am Tage vorher zu Mittag gegessen hatte, und die Schüler hatten sich in dem Tag, an dem sie das Medaillon gesehen haben wollten, getäuscht. Unter den jüngeren Schülern kam diese Täuschung häufiger vor, als bei den älteren; bei etwa 11jährigen Kindern machten mehr als 50 Prozent die falsche Angabe.

Der holländische Psychologe Varendonk hat mit Schulkindern allerlei interessante Experimente gemacht. Eines Tages fragte er eine Klasse von Achtjährigen: „Gestern kam doch ein Herr auf den Schulhof, Ihr habt ihn sicher wiedererkannt, — sagt mir, wer es war?" Die Antwort sollten die Kinder auf ein Stück Papier schreiben. Von 22 Knaben schrieben 7 einen Namen nieder. Der Lehrer fragte: „Es war doch Herr M?" Siebzehn von den Schülern stimmten zu und beschrieben, wie er ausgesehen hatte. Dann folgten weitere Fragen: „Sah er nicht unzufrieden aus? Machte er nicht heftige Handbewegungen? Hat er mich nicht gestoßen?" Die Schüler bestätigten, daß Herr M., der überhaupt die Schule nicht betreten hatte — es war auch kein Fremder auf den Schulhof gekommen — an dem fraglichen Tage handgreiflich gegen den Lehrer geworden sei.

Der österreichische Arzt Dück unternahm das folgende Experiment: Er zeigte einer Klasse von 48 15jährigen Schülern eine Münze, die er sie genau zu betrachten bat. Am Schluß der Stunde sagte er: „Ihr habt also alle gesehen, daß ein Loch in der Münze war. Ich möchte jetzt eure Beobachtungsgabe prüfen, deshalb sollt ihr mir genau sagen, wo sich das Loch befand. Zeichnet auf einen Zettel einen Kreis und den Umriß eines Kopfes und bezeichnet dann mit einem Kreuz, wo sich das Loch befand. 44 Schüler von den 48, also 92 Prozent, machten ein Kreuz, einige sogar zwei. Ein einziger erklärte mit Bestimmtheit, daß in der Münze kein Loch gewesen sei. Zwei andere sagten, daß sie kein Loch gesehen hätten. — Infolge der Suggestion glaubten die Schüler wirklich ein Loch gesehen zu haben.

Ebenso unbrauchbare Zeugen wie Kinder sind alte Leute. Sie vergessen, wie eine Sache zusammenhängt und erheben Beschuldigungen, die jeder Begründung entbehren.

Diese psychologischen Erkenntnisse, deren Richtigkeit jeder durch einen Versuch mit seiner Umgebung selber nachprüfen kann, werden dazu beitragen, den Wert der Zeugenaussagen vor Gericht erheblich herabzumindern.

Aus aller Welt.

Eine grauenhafte Strafe ist die in China bestehende Entziehung von Schlaf. Nur Männer, die ihre Frauen ermordet haben, werden durch Entziehung von Schlaf zum Tode verurteilt. Der Verurteilte wird in den Kerker geworfen und unter Aufsicht von Wärtern gestellt, die jede Stunde abgelöst werden und den Verbrecher Tag und Nacht daran hindern, auch nur ein Auge zu schließen, um zu schlafen. Nach Verlauf von etwa acht Tagen flehen die Unglücklichen dringend, ihrer Qual doch ein Ende zu machen und sie zu töten durch Ertränken, Erschießen oder auf irgend eine andere Art, welche auch immer es sein möge. Zuweilen leben diese Unglücklichen 14 Tage, ohne zu schlafen; dann aber sterben sie unter den grauenhaftesten Schmerzen.

Eine Dolmetschermaschine für Genf. Ein englischer Wissenschaftler läßt bei der nächsten Sitzung des Internationalen Arbeitsamts in Genf eine Vorrichtung ausprobieren, die eine gleichzeitige Uebersetzung verschiedener Sprachen ermöglicht. Dolmetscher der betreffenden Sprache sprechen die Unbersetzung des Vortrages in einen Mikrophon, und die Hörer können je nach Wunsch sich bei einer Sprache einschalten und mit einem kleinen Hörrohr die Rede in ihrer Landessprache abhören.

Bärenführer, Bär, Polizei und Gericht. Ein Bärenführer ging jüngst ganz gemächlich mit seinem Bär durch die Straßen von Brooklyn. Ein Polizist erhob gegen das Führen des Bären auf offener Straße Einspruch und wollte Bär und Bärenführer nach der nächsten Polizeistation bringen. Der Bärenführer erklärte sich bereit, mitzugehen; anderer Ansicht war aber der Bär. Dieser setzte sich zur Wehr und umarmte dabei den Polizisten so heftig, daß er nur durch andere Polizisten aus dieser peinlichen Umarmung befreit werden konnte. Endlich gelang es, beide, Bär und Bärenführer, nach der Polizei zu bringen, und es fand sich dort auch ein Plätzchen für Meister Petz. Dann wurde der Bärenführer vor Gericht gestellt. Aber so viel der Richter auch in Gesetzbüchern und in Paragraphensammlungen blättern mochte, er konnte keine Bestimmung auffinden, wonach das Umherführen von Bären im freien Amerika verboten sein soll. So wurde der Bärenführer freigesprochen, und auch der Bär konnte sein Gefängnis wieder verlassen.

Pflanzen mit blauen und lila Blättern. Auf Celebes entdeckten die Forscher Sarasin ein Farnkraut (Lindsaya azurea), dessen Blattoberseiten in herrlichem Ultramarineblau gefärbt sind. Auch die in Indien einheimischen Eukalyptusgewächse besitzen, solange sie noch Sträucher bilden, d. h. noch nicht zum Baum ausgewachsen sind, blaue Blätter. Eine auf Java vorkommende Composite (Gynura aurantiaca) sieht dagegen aus, als ob sie lila Blätter und Stengel hätte. Bei genauer Betrachtung stellt sich dann freilich heraus, daß die Blätter und Stengel am Grunde grün, aber so dicht mit rotlila Härchen besetzt sind, daß ihre Oberfläche, selbst in der Nähe besehen, ein kräftiges und gleichmäßiges Lila aufweist.

Das Unglücksauto des Arztes. Vom ersten Stockwerk eines Hauses in Neapel fiel ein kleines Mädchen in das gerade vorbeifahrende Auto eines Arztes, wobei es schwere Verletzungen erlitt. Der Arzt wollte das Kind schleunigst in ein Krankenhaus bringen und fuhr in schnellem Tempo durch die Stadt. Dabei überfuhr das Auto an einer Straßenkreuzung einen Fußgänger, der ebenfalls schwer verletzt wurde. Der Arzt mußte nun auch diesen Verletzten in das Krankenhaus mitnehmen.

Max Reinhart und Georg von Hofmannsthal schreiben einen Film. Max Reinhart und Georg von Hofmannsthal sind augenblicklich mit dem Schreiben eines Films beschäftigt, der nach der Fertigstellung in Hollywood aufgenommen werden soll. Die Hauptrolle wird Liliam Gish spielen, die augenblicklich nach Berlin reist, um die Einzelheiten mit Reinhart und Hofmannsthal zu besprechen.

Fröhliche Ecke.

An der Wasserkante. „Is det wohr, Hinnerk: du hast gestern deinen Penstonsgast vom Versupen gerettet?" — „Joo — —" — „Dat hätt' ick nich gemacht, Hinnerk." — „Düwel ook — aber wat soll ick maken? Meine Olsche hatte schon die Fische för ihn tom Mittageeten gebraten."

Auch ein Trost. Amalchen Zentnerschwer mensendieckt. Allerdings erfolglos.

Ist tief enttäuscht.

Endlich, im Museum, vor einem Rubens, beruhigt sie sich.

„Ich bin eben zu spät geboren!" resigniert sie. To—To.

Verantwortlich: I. V.: Guido Baehr, Poznań.